

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizerische Taubstummen-Zeitung
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
<b>Band:</b>	16 (1922)
<b>Heft:</b>	12
 <b>Artikel:</b>	Geben ist seliger denn Nehmen : eine Weihnachtsgeschichte
<b>Autor:</b>	Hodler, E.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-922777">https://doi.org/10.5169/seals-922777</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Schweizerische Taubstummen-Zeitung

Organ der schweiz. Taubstummen und des „Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme“

Redaktion: Eugen Sutermeister, Zentralsekretär, in Bern

Nr. 12

16. Jahrgang

Erscheint am 1. des Monats.

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 3.—. Deutschland bis auf weiteres 100 Mark.

Geschäftsstelle: Eugen Sutermeister in Bern, Gurtengasse 6 (Telephon 40.52)

Inseratpreis: Die einspaltige Petitzelle 20 Rp.

Redaktionsschluß am 25. jedes Monats.

1922

1. Dez.

## Zur Erbauung

### Advent.

Macht hoch die Tür, die Tore weit!  
Es kommt der Herr der Herrlichkeit,  
Ein König aller Königreich',  
Ein Heiland aller Welt zugleich,  
Der Heil und Leben mit sich bringt,  
Verhalben jauchzt, mit Freuden singt:  
Gelobt sei Jesus Christ,  
Der mein Erlöser ist.

O wohl dem Land, o wohl der Stadt,  
So diesen König bei sich hat!  
Wohl allen Herzen insgemein,  
Da dieser König ziehet ein!  
Er ist die rechte Freudenson'ne,  
Bringt mit sich lauter Heil und Wonn'.  
Gelobt sei Jesus Christ,  
Der mein Erlöser ist!

## Zur Unterhaltung

### Geben ist seliger denn Nehmen.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Vor langen Jahren kannte ich ein hübsches, reiches Mädchen, das mit sechzehn Jahren schon gar keine rechte Lebensfreudigkeit mehr besaß. Sie wünschte und erwartete vom Leben nichts mehr, denn jeder Wunsch wurde ihr augenblicklich erfüllt. Sie war an allem reich, nur an

Liebe nicht, da war sie hettelarm; sie war eine Waife. Schmeichler umgaben sie viel, aber wahre, aufrichtige Freunde keine, das fühlte sie, wenn sie es sich auch nicht recht klar machte. Eine ältere Cousine war ihr als Gesellschafterin beigegeben worden. Von dieser wurde sie zwar wohl auf den Händen getragen — aber nicht im Herzen. Nie bekam sie den geringsten Vorwurf, die leiseste Rüge zu hören, aber auch nie ein warmes, inniges Wort, nach dem ihr liebebedürftiges Herz doch so sehr Verlangen trug. So führte die arme Petth ein recht einsames Leben. Sie hieß eigentlich Petronella — welchen almodischen Namen sie von einer alten Erbante fand der Erbschaft hatte übernehmen müssen, unter der Bedingung, denselben niemals abzulegen. Kaum hatte aber die Tante die Augen geschlossen und war die Erbschaft eingehemist, so kürzten die zärtlichen Eltern den langen Namen Petronella in Petth ab.

Weihnachten war herangekommen! Selige, fröhliche Feiertage! Der müßte wahrlich nie ein Kind gewesen sein, der nicht mit Freude oder sanfter Wehmut eurer gedächte. Schon das Wort allein hat einen musikalischen Klang, einen mächtigen Zauber, der das Kinderherz in hoffendem Entzücken schlagen läßt, der das Herz des Erwachsenen erweicht und erweitert und ihn empfinden läßt, daß Geben seliger ist, denn Nehmen. Wie mancher Einsame, der nicht selbst Freude empfängt, sucht solche auf, denen er Freude bereiten kann. Und wer ist so arm hier auf Erden, der nicht noch ärmer fände, die er mit Wort oder Tat beglücken könnte?

Die junge Petth machte alle in diese Zeit fallenden gesellschaftlichen Pflichten und Freuden mechanisch mit, aber ohne Vergnügen, wie ein

Automat. Sie ließ sich von ihrer Cousine Flora überallhin mitschleppen und machte alle Besuche, die jene nötig fand. So stand denn Petth unter manchem strahlenden Weihnachtsbaum, hörte viele jubelnde Kinderstimmen, saß an mancher reich besetzten Tafel und nahm mit Grazie überall die ihr gespendeten Huldigungen an. Aber ihr Herz blieb kalt dabei. Von klein auf an Vergötterung gewöhnt, machte dies alles keinen Eindruck mehr auf sie.

Müde von der ganzen geräuschvollen Woche, fühlte Petth am Vorabend des Weihnachtstages ein großes Bedürfnis nach Einsamkeit. Heute, am heiligen Weihnachtsabend sollte ihr eigener, glänzend geschmückter Baum angezündet werden. Es waren viele Bekannte geladen; sie wußte, sie würde prachtvolle Geschenke erhalten, aber nichts würde sie überraschen und beglücken, denn sie war von all' diesen Dingen schon überreichlich überschwemmt.

Gleich nach dem Mittagessen entschuldigte sie sich bei ihrer Cousine und schloß sich den ganzen Nachmittag in ihr Zimmer ein, um an ihre lieben, heimgegangenen Eltern zu denken. Abends ging sie allein durch die fast taghell erleuchtete Stadt. Heute glänzten alle Kaufläden und Markthallen in ganz besonderer Pracht. Ströme von Menschen rauschten die Straßen auf und nieder, in der Ferne klang es wie dumpfes Meeressbrausen. Ein Kaufgewölbe zog vor allen andern Petths Aufmerksamkeit auf sich, denn dessen erleuchtete Spiegelscheiben zeigten dem Besucher ein feenhaftes Bild. Man sah allerliebste Gruppen aus Zucker und andern Süßigkeiten gebildet. Ein zuckernes Dornröschen schlief in einem Schokoladenpalast und ein zuckerner Prinz schlug sich mit seinem zuckernen Schwert durch Rosenhecken zu ihr Bahn. Gegenüber von Dornröschens Schloß schwamm, von Schwänen gezogen, ein in Butter gebackener Ritter Lohengrin heran, und Elsa von Brabant streckte ihm ihre Marzipanarme entgegen.

Petth erinnerte sich einiger kleiner Geschenke, die sie noch kaufen wollte und die sie hier am besten zu finden hoffte.

Als sie in den Läden trat, sah sie vor demselben drei kleine Kinder stehen, die ihre Näschen an den Scheiben platt drückten und mit sehnsüchtigen Augen all' die unerreichbaren Wunder verschlangen. Es waren zwei Mädchen und ein Knabe. Wohl eine halbe Stunde verweilte Petth in dem Laden, und als sie denselben verließ, standen die Kinder noch an derselben Stelle. Alle drei trippelten von einem Füßchen auf das

andere, um sich zu erwärmen. Das älteste Mädchen hatte die Enden seines zerrissenen Umschlagetuches um die beiden andern geschlungen; so hielten sich die Kinder fest umschlossen und staunten unverwandt in die Spiegelscheiben hinein.

Petth wurde von diesem Anblick gerührt.

„Ihr wünscht euch wohl etwas von diesen schönen Sachen?“ fragte sie freundlich.

Die Kinder starrten die schöne, junge Dame mit großen Augen an. Ihre kleinen Gesichter waren blau gefroren, Hunger und Elend hatten ihre Spuren darauf gedrückt. Dennoch erschienen sie Petth im Glanze des hell erleuchteten Ladens von rührender Schönheit. Die schweren Gegenstände des Lebens kamen ihr zum ersten Mal so recht eigentlich zum Bewußtsein. Hier das Elend in Kindergestalt, dort raffinierte Verschwendungen. Ein noch nie empfundenes Gefühl von tiefem Mitleid erwachte in Petths Herzen. Sie beugte sich zu den emporgerichteten Gesichtchen nieder und küßte dieselben, während heiße Tränen ihre Augen füllten.

„Wer seid ihr und wo wohnt ihr, liebe Kinder?“ fragte sie.

Ermutigt durch das liebliche Gesicht und die freundliche Stimme der schönen, jungen Dame, entschloß sich das älteste Mädchen endlich zu antworten:

„Wir wohnen da draußen jenseits der Eisenbahnbrücke, im Loch.“

„Im Loch? — Um Gotteswillen, ihr wohnt in einem Loch?“ fragte Petth in höchster Verwunderung.

Die Kleine lächelte altklug über die Unwissenheit der Dame und erklärte: „Wir wohnen ja nicht in einem Loch. Wir wohnen in den Häusern, die tief unten am Flusse liegen. Der Ort heißt Loch, ist aber gar kein Loch.“

„Warum ließ euch aber die Mutter an diesem Abend allein in die Stadt gehen?“ fragte Petth weiter.

„Die Mutter ist gestorben“, sagte das Mädchen traurig. Dann fügte sie stolz hinzu:

„Über ich mache dem Vater die Haushaltung.“

„Und der Vater erlaubt euch, allein hieher zu gehen?“

„Er weiß es nicht, er ist nie daheim.“

„Seid ihr denn ganz allein zu Hanse, wenn der Vater fort ist? Sorgt denn sonst niemand für euch?“

„O nein, das ist auch nicht nötig, denn ich sorge schon für uns, ich mache dem Vater die Haushaltung.“ Und mit gesetzter, selbstbewußter

Miene sah das kleine Mädchen zu Petty auf. Sie mochte kaum zehn Jahre zählen, aber ihr ernster Blick sah doppelt so alt aus, denn es ist erstaunlich, wie schnell das Elend reift.

„Ist es denn menschenmöglich, du? — du — machst dem Vater die Haushaltung? Du ganz allein? Und sonst schaut niemand dazu?“

„O doch, zuweilen der Vater, wenn er nicht im Wirtshaus ist.“

„Aber er ist fast immer dort,“ schaltete der kleine Junge ein.

„Und sonst habt ihr wirklich, wirklich niemand?“ mußte Petty noch einmal fragen.

„Heute haben wir sonst niemand mehr, aber früher, da hatten wir die Mutter.“

„Ist sie schon lange gestorben?“

„Nein, vor einem Jahr, da war sie noch bei uns, da hat sie uns Nüsse und Käpfel gegeben und dem Felix da, dem hat sie ganz selbst diese Mütze gestrickt.“

Und das kleine Ding legte bei diesen Worten zärtlich seine Hand auf Felixens Kopf.

Felixens runde Augen rundeten sich noch etwas mehr, als er seinen Namen nennen hörte, und er zupfte an dem erwähnten Kleidungsstücke, um sich zu vergewissern, daß es noch fest sitze. Das Mädchen aber plauderte ungefragt weiter:

„Aber der Vater kann uns keine Nüsse schenken, denn er hat nie kein Geld — oder fast nie,“ verbesserte es sich.

„Womit bezahlt ihr denn euer Essen?“

„O zuweilen hat der Vater Geld, an den Zahltagen, dann gibt er uns manchmal etwas davon. Und dann kaufen wir Milch, Brot und auch Kartoffeln. Und Mehl haben wir auch schon gekauft und Schweinesett. Butter auch, aber die ist zu teuer, und Kartoffeln brauchen so viel Holz. Aber ich kann schon ganz selbst eine gebrannte Mehlsuppe kochen, es braucht mir Niemand zu helfen.“

„Und wenn der Vater kein Geld gibt?“

„O dann gehen wir halt betteln.“

„Nein, in die Suppenanstalt“ verbesserte Felix.

„Ja, Felix, das kommt darauf an, wenn wir Suppenkarten bekommen. Ich bekomme alle Tage Suppenkarten vom Lehrer in der Schule. Aber für euch beide muß ich betteln, denn ihr geht ja noch nicht in die Schule. Da geben mir die Leute zuweilen auch Suppenkarten, anstatt Geld.“

„Ihr armen, armen Kinder!“ sagte Petty.

„O, das schadet nichts, betteln tut nicht weh, sagt der Vater.“

„Aber schlagen tut weh“, schaltete Felix ein.

„Um Gotteswillen! es wird euch doch niemand schlagen?“ rief Petty.

„Nein“, versicherte die Kleine. „Nur der Vater schlägt uns manchmal, aber nicht oft.“

„Aber stark!“ sagte der lakonische Felix.

„Wie? Er könnte euch schlagen? — euch? — Er hätte wirklich den Mut, euch zu schlagen?“

„Nur wenn er sehr zornig ist. Manchmal essen wir ihm halt alles auf. Und wenn wir beim Betteln kein Geld kriegen, so hat er nichts, wenn er nach Hause kommt.“

„Und manchmal schlafen wir schon — und dann schlägt er uns — und dann erwachen wir“, klagte Felix.

„Aber wir schreien nie, denn das macht ihn noch zorniger. Gelt, Felixli, wir schreien nie?“

„Ich wohl, aber du nicht“, war die kurze Antwort.

„Du — du erträgst schweigend seine Mißhandlung?“ sagte Petty mit erstickter Stimme.

„Dieser Mut! — diese Kraft! — Und so klein noch bist du, und so schwach.“

„Nein“, widersprach Felix, „sie ist schon groß und stark. Sie kann mich tragen.“

„O meine Kinder! meine Kinder! — Felix, und du Kleine, wie heißtest du?“

„Aennchen“, sagte die Kleinste und versteckte dann ihr Gesichtchen unter dem Tuch der Schwester

„Und wie heißtest du, kleines Mütterchen?“ fragte Petty unendlich liebvoll.

„Elisabeth.“

„Elisabeth, Aennchen, Felix, wollt ihr meine Kinder sein, wollt ihr? — Ich will eure Mutter sein. Wollt ihr zu mir kommen?“ so rief Petty tief erschüttert und schloß das erstaunte Kinderkleblatt in ihre Arme. Die Vorübergehenden betrachteten verwundert die seltsame Gruppe. Petty bemerkte erst, daß sie der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit sei, als ein dichtes Gedränge um sie herum entstand. Verlegen trocknete sie ihr von Tränen überströmtes Antlitz ab und zog die Kinder mit sich fort.

Cousine Flora schritt im Abendanzug durch den behaglich erwärmten Vorsaal, als Petty mit ihren Schützlingen in ihrer Wohnung anlangte.

„Ich bitte dich, Kind, was bringst du da mit?“ fragte Flora mit einem mißbilligenden Blick auf Petty's seltsame Begleitung.

„O Cousine Flora, ich bin so glücklich, so unendlich glücklich! Siehst du diese Kinder?“

„Ich bin nicht blind. Ich sehe auch den Schmuck, den sie mit ihren Schuhen in den

Vorraal schleppen. Laß sie doch draußen vor der Tür, du kannst sie auch dort absüttern.“

„Nein, Liebe, sie dürfen nicht draußen bleiben, sie gehören hieher, sie sind mein.“

„Dein? — Liebes Kind, ich bitte dich, mache keine solchen Späße! Diese Kinder stören mir Ekel ein.“

„Verschüchtere mir meine Lieblinge nicht! Siehst du, da fürchten sie sich schon — und sie waren eben noch so hübsch zutraulich zu mir.“

„Deine Lieblinge? — Zutraulich? — Sehr gnüdig von dem Gesindel. — Jetzt bitte ich zum letzten Mal, schicke sie vor die Tür!“

„Du hörtest ja, daß sie mein sind. Ich habe sie an Kindesstatt angenommen. Ist es nicht das schönste Weihnachtsgeschenk, das ich mir erwünschen könnte?“

„Höre, meine Liebe, das scheint mir ernst werden zu wollen. Das möchte ich mir denn doch verbitten. Mit solchem Bettlerpack wohne ich nicht unter einem Dach! Das nicht!“

Betty öffnete erstaunt ihre Augen. Sie war an Widerspruch nicht gewöhnt, das war ihr neu. Flora fuhr unbeirrt fort:

„Du hast also zu wählen zwischen mir und diesen. Aber ich denke, du hast nicht im Ernst gesprochen.“

„Doch, Cousine,“ sagte Betty feierlich, „es ist mein heiliger Ernst.“

„Und ich sage Dir zum letzten Mal, das Gesindel soll nicht über meine Schwelle! Entweder sie gehen — oder ich!“

„Cousine, du vergißtest, wem dies Haus gehört.“

„Ah, du mahnst mich daran. Du heiitest mich also gehen?“

„Nein, verdrehre meine Worte nicht. Du bist mein Gast, so lange es Dir gefällt, aber diese hier sind meine Kinder.“

„Du unterscheidest sehr fein. Ich verstehe dich, aber dein Vormund wird schon Ordnung schaffen. Das ist also der Dank für alles, was ich seit Jahren an dir getan habe.“

Und das zornige Weib raffte ihre Röcke zusammen und verließ das junge Mädchen, das ihrer Obhut anvertraut war, und das Haus, das ihr so lange Wohlstand und Behagen gewährt hatte.

Und Betty hat Stand gehalten — nicht nur an jenem Weihnachtstag, sondern auch später, als die erste Rührung verflogen war und die Sorge um ihre Pflegekinder große Opfer an Zeit, Geld, Mühe und Geduld erforderte. Sie

hatte noch viele Kämpfe zu bestehen mit ihren Verwandten, mit ihrem Vormund und mit dem Vater der Kinder. Letzterer ließ sein plötzlich erwachtes Vatergefühl mit einer hübschen Summe beschwichtigen. Schwerer war der Kampf mit ihren Angehörigen. Allein sie ging auch siegreich hervor, weil ihr ein kluger, menschenfreundlicher Vormund zur Seite stand, der das wahre Glück seiner Mündel erkannte und fördern half.

Und Betty hat Stand gehalten all die Jahre hindurch. Glücklich in treuer Pflichterfüllung, ist ihr Leben kein einsames mehr. Ihre lieben Schützlinge machen sie aber nicht nur glücklich, sondern sie machen ihr auch Ehre. Und an jedem heiligen Weihnachtstag danken sie alle froh vereint ihrem Vater im Himmel, der sie sich einander hat finden lassen. E. Hodler.

### Ein schweizerischer Friedensstifter.

Nach den Alten Dr. Robert Durrers.

Vortrag, gehalten im Taubstummen-Bund Basel am 29. Januar von Julius Ammann. (Schluß.)

Dass aber Bruder Klaus sich nicht bestechen ließ, sondern in allem nur den Frieden des Landes sichern wollte, zeigte seine Stellung zu dem Truppenabkommen, das der schlaue König Ludwig XI. mit den Eidgenossen abschloß im Frühling 1474. Ludwig hatte am 26. August 1444 in der Schlacht bei St. Jakob an der Birs, als Führer der Armagnaken, die Eidgenossen als tapfere Kriegsleute kennen gelernt und wollte durch dieses Truppenabkommen diese Leute an sich ziehen. Den Kriegsgeißen, den Reisläufern zahlte man Handgeld, den Amtspersonen Pensionen, damit sie das Soldatenwerben gestatten sollten. Bruder Klaus sah in diesem Reislaufen und Pensionenunwesen eine Gefahr für Volk und Land. So berichtet denn die Verner Chronik des Valerius Anshelm: „Von welches wegen der heilig Eidgenoß, Bruder Klaus von Flüh, angefragt, ernstlich und trefflich riet und ermahnt, daß d'Eidgenoßen söltid der fremden Herrn und ihres Gelds müehig gan, ihrer Landen und Freiheiten trüglich und einhellig warten und der Gerechtigkeit fromlich anhangen“. „Bleibe im Lande und nähere dich redlich“ war also die Weisung, die er gab, weil er fürchtete, daß dieser neue unredliche Verdienst nur Streit bringen würde. Allein sein weiser Rat wurde nicht befolgt und bis 1798 blieb die Schweiz am französischen Gold hängen und ihre Söhne verbluteten sich